

Leseprobe aus:

**Max Goldt, Wenn man einen weißen Anzug anhat**

S. 113-115:

7.12.2001

**Gemalte Hotelierfamilie**

Wie ich am Vormittag das Hotel verlasse, springt mir eine elegante Dame hinterher und ruft: "Herr Goldt, ich wollte Sie noch begrüßen, ich bin die Chefin des Hotels." Ich erkenne die Dame von dem Gemälde wieder, wenngleich seitdem gut dreißig Jahre vergangen sein müssen, und sage: "Ah, Frau Eisenkeil. Freut mich."

Frau Eisenkeil ist erstaunt, daß ich ihren Namen weiß, und erwidert eigenartig langsam, als ob sie soeben mit einer verwirrenden Nachricht konfrontiert worden wäre: "Ja, ich bin Frau Eisenkeil."

"Trausl oder Astrid Eisenkeil?" frage ich munter, womöglich sogar locker.

Daß ich nun auch noch die Alternativen kenne, scheint Frau Eisenkeil wie einen Einbruch in ihre Souveränität aufzufassen, und es klingt etwas kühl, als sie nun antwortet: "Traudl. Astrid ist meine Tochter."

Auf dem Weg zum Bahnhof überdenke ich mein Verhalten, kann nichts falsches daran finden, komme mir aber trotzdem vor wie ein stoffeliger Berliner, der in einem feinem Haus zu laut nach der Toilette gefragt hat.

Auf jeden Fall bin ich gern in Hotels, in denen Gemälde der Betreiber hängen. Ich erinnere mich an ein kleines Berghotel in der Schweiz, unweit der Rigi, in dessen Erdgeschoß es zwei Gaststuben gab. In der einen hing ein großer Fotoabzug der Hotelierfamilie, in der anderen ein Gemälde, beides etwa aus der gleichen Zeit.

Zur Familie gehörte ein mongoloider Sohn, der zwar auf dem Foto, nicht aber auf dem Gemälde zu sehen war; offenbar hielt die Familie einen Behinderten nicht für gemäldewürdig. Man könnte ja mal einen sonnigen Nachmittag hinter zugezogenen Vorhängen verträdeln und sich die Ausreden ausdenken, welche die Familie dafür sicherlich in Hülle und Fülle parat hat. Daß der Sohn, als das Bild gemalt wurde, gerade Blumen pflücken gewesen sei. Daß er nicht stillsitzen könne. Daß er nicht habe gemalt werden wollen. Daß der Maler Nazi gewesen sei. Daß der Maler zwar kein Nazi gewesen sei, aber über einen stechenden Blick geboten habe, vor dem sich der Sohn fürchte. Oder daß der behinderte Sohn ein eitler Geck sei, der darauf bestanden habe, separat, auf einem eigenen Bildnis, verewigt zu werden, welches auch realisiert worden sei, letzte Woche aber hätten Hippies aus Bremen das Gemälde gestohlen, worauf es jetzt vermutlich in einem chicen Szenecafé hänge, was so schlimm jedoch nun auch wieder nicht sei, weil es dort von viel mehr Menschen gesehen werde als hier in dem zappendusteren Alpenhotel, wo kaum je ein Mensch vorbeikomme außer ein paar Greisen mit Reisigkiepen, die eine Brettljause bestellen, obwohl man in der Schweiz wohl nicht den österreichischen Ausdruck Brettljause verwendet, doch das ist ja völlig egal jetzt, man ist den Hippies aus Bremen jedenfalls nicht böse: "Hier in unserer rußigen Stube würde das gute Stück ja nur voreilig nachdunkeln."

Weil im Zug nach München nichts anderes mehr frei ist, muß ich mich zu einer laut telephonierenden Frau ins Abteil setzen, die, noch bevor ich mich räumlich ganz installiert hab, anfängt, dramatisch zu weinen. "Ach du Schreck", denke ich, "hoffentlich muß ich die nicht trösten."

Möglicherweise hat sie gerade vom Tod eines ihr Nahestehenden erfahren. Ich empfinde ihre Tränen allerdings weniger mitleidserregend denn als schamlos, da sie ihre Empfindungen auslebt wie eine Rampensau im Volkstheater. Sie flennt und greint und konzertiert, und ich versuche ungerührt aus dem Fenster zu schauen.

Die will ich nicht in den Arm nehmen, die nicht. Nach einiger Zeit bekomme ich mit, daß da keineswegs jemand verstorben ist, sondern daß die Frau einen unbekanntem Mitreisenden mit einem zehnmütigen Heulkampf belästigt, weil sie erfahren hat, daß sie am Heiligabend arbeiten muß. Für solche Tränen ist schamlos tatsächlich der richtige Ausdruck.

Copyright (c) 2002 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek. Jegliche Vervielfältigung oder über den Eigengebrauch hinausgehende Nutzung nur nach schriftlicher Genehmigung des Verlages.